



PETER BERLING
DIE KINDER
DES GRAAL

Folge IV



Die
Piratin
„der
Ägäis

HISTORISCHER ROMAN



PETER BERLING
DIE KINDER
DES GRAL



Folge IV

Die
Piratin
„der
Ägäis“

HISTORISCHER ROMAN



PETER BERLING

Die Piratin der Ägäis

Folge IV des 17-bändigen Kreuzzug-Epos *Die Kinder
des Gral*

Historischer Roman



WAS DAVOR GESCHAH IN FOLGE III

Im Lügengespinnst von Byzanz

›Die Äbtissin‹, die berühmte Triere von Otranto, erreicht mit dem Franziskaner William von Roebuck und den geborgenen ›Kindern des Graal‹ Konstantinopel, die prächtige Hauptstadt des einst so mächtigen Byzanz.

Doch mit ihrer glücklichen Ankunft ist der ›Große Plan‹ noch längst nicht erfüllt, der vorsieht, das ›Königliche Paar‹ zu den einzig rechtmäßigen Herrschern der Welt zu erheben, von den fernen Mongolen des allgewaltigen Großkhans ebenso anerkannt wie vom kriegslüsternden Sultan von Kairo und dem schwachen Kaiser von Konstantinopel, vom gebannten Staufer Kaiser Friedrich II ganz zu schweigen: Einer Machtfülle und Legimitation also, der sich der Papst von Rom nicht widersetzen kann.

Um diesen Plan durchzuführen, wird eine beeindruckende Inszenierung in Gang gesetzt, in der ein hochgestellter Legat der Kirche und des französischen Königs dazu gebracht wird, die ›Kinder des Graal‹, ›von den Mongolen der Welt geschickt‹, in Konstantinopel dem staunenden Orient ebenso wie dem perplexen Abendland prunkvoll feierlich zu präsentieren.

William von Roebruk ist als Bevollmächtigter des Großkhans vorgesehen, der dessen Willen bezeugen wird, die Kinder als alleinige Friedensherrscher mit allen Vollmachten einzusetzen.

Doch haben die Verfechter der Ansprüche des Grals ihre Rechnung ohne die perfide Gewalt der römischen Kurie und die tückischen Listen der Inquisition gemacht. Der Festakt gerät zu mörderischem Massaker: William opfert sich, um die ›Königlichen Kinder‹ in allerhöchster Not zu retten. Wieder gelingt der Triere eine halsbrecherische Flucht aufs offene Meer - und keiner weiß diesmal wohin ...

I
DIE TRIÈRE DER ÄBTISSIN

DER RAMMDORN

Diarium^[1] des Jean de Joinville^[2]

In der Agäis, den 27. August A.D. 1248

Über den byzantinischen Kauffahrer brach das Erscheinen der Triere wie ein finsterer Spuk am lichten Mittag herein. Einem höllischen Insekt gleich, glitt das Kampfschiff über die Wellen. Sein schwarzer Bug ragte über dem stahlblauen Meer wie ein dräuender Schatten um so schrecklicher auf, als die erschrockenen Griechen schaudernd erkannten, dass der unheimliche Gegner sich nicht mit Drohungen aufhielt noch zu Verhandlungen bereit war, sondern unerbittlich zum Rammstoß ansetzte ...

Mir schnitt das Eisen in den Unterleib. Ich wollte mit einem Sprung mein Gedärm retten, parierte den Schlag - und die Klinge fuhr mir ins Gekröse! Der Schmerz ließ mich stehend die Sinne verlieren.

Alles, was ich vorher und nachher an Leibes Not und Pein erlitt, verblasste vor diesem Schnitt, der mir die Manneskraft nahm, ohne dass ich mir dessen bewusst war. Ich warf mein Schwert fort, um beide Hände in den gestochenen Schoß zu pressen, und öffnete meine Lippen zum Schrei, der nicht kam.

Das geschah mir jetzt unwillkürlich wieder angesichts der heranstürmenden Todesgefahr, doch diesmal blieb mein

Gehirn bei vollem Bewusstsein, und ich hörte mich den sinnlosen Schrei ausstoßen: »Maire de Dieu!^[3] Die Triëre^[4] der Gräfin!«

Im selben Moment erkannte ich, dass es vor diesem Schicksalsstoß so wenig Rettung gab, wie mir nichts geschehen würde. Verstohlen hob ich meine Waffe wieder auf und hielt meinen Mund. Stand doch auf dem erhöhten Heck kein geringerer als ich, Jean Graf von Joinville und Seneschall der Champagne.

Die Händler unter mir fielen auf die Knie und wedelten demütig mit weißen Tüchern, während der Kommandant in einem ohnmächtigen letzten Aufbäumen seinen Bogenschützen zurief, die beiden Katapulte zu spannen.

»Keine Gefangenen!« schrillte die Stimme der Gräfin zu uns herüber, als die steinernen Geschosse wirkungslos am Ebenholzpanzer ihrer Triëre abgeprallt waren, kein Pfeil blieb in diesem hoch aufgerichteten Schutzschild stecken, die Schläge dröhnten wie Pauken, das Zwitschern wie Zimbeln. Das war Musik in ihren Ohren.

Die Gräfin von Otranto^[5] stand aufrecht vor ihrer Capanna^[6] auf dem Oberheck, ihr hennarotes Haar umwehte ihr Gesicht wie die Mähne eines Löwen, ihr wahres Alter verhüllend. Schutz suchend kauerten ihre Frauen, ihr Gesinde sich hinter die Reling. Der Blick der Gräfin glitt wohlgefällig über ihre Lanzenruderer, die Lancelotti, die jetzt ihre Sensenblätter auf einen Schlag aus den aufgepeitschten Wellen nahmen und die langen, glitzernden Stangen zum tödlichen Hieb parat stellten, während unter ihnen die Ruderer der zweiten und dritten Galerie die Schlagzahl erhöhten.

Verzweifelt suchte der Kommandant der Byzantiner seine Flanke aus der Stoßrichtung zu manövrieren. Ich hörte, wie mit schnellem Befehl Guiscard^[7], der Kapitän der Gräfin, steuerbords die Ruderer einen Schlag aussetzen

und so das Manöver des Griechen zu einer hilflosen Fluchtgebärde verkommen ließ.

Ich sehe mich noch auf dem Oberdeck des Byzantiners stehen, breitbeinig, mit aufgepflanztem Schwert, als hätt' ich noch was an Kraft in der Hose und mein Eisen würde mir Respekt verschaffen. Ich versuchte lediglich, mir einen sicheren Stand zu verschaffen für den zu erwartenden Aufprall.

So war ich meinem Gegner auf Sizilien auch gegenübergetreten, einem jungen Engelländer, der dann an Schwindsucht starb. Törichter Liebeshändel hatte uns in das verbotene Duell getrieben, eine Zofe der Bianca di Lancia^[8], der kaiserlichen Favoritin, aus normannischem Geblüt derer von Lecce, strohblond, gradnasig und kuhäugig.

Ich hatte ihr mehr aus langer Weile den Hof gemacht, denn Kaiser Friedrich^[9] hielt mich damals fest als »lieben Gast und Vetter«, doch der junge Bruce of Belgrave^[10], genauso gradnasig, aber rothhaarig, hatte sich über beide abstehenden Ohren in Constanza verliebt.

Entsprechend furios griff er mich an. Ich nahm ihn nicht ernst und bemühte mich, ihn mit meinen Schlägen zu ermüden. Doch meine Lässigkeit machte ihn wütend, und so geschah es.

Es tat ihm furchtbar leid, ließ er mir ausrichten, als er bald nach mir im Hospital von Salerno eingeliefert wurde. Ich wollte ihn nicht sehen.

Friedrich übergab mich den besten Ärzten des Reiches, ausschließlich Muslime und Juden, die er an dieser *universitas medicinae artis*^[11] versammelt hatte. Sie konnten mir nur die Möglichkeit zum Pinkeln retten, auch die Hoden blieben mir erhalten – für nichts. Der *ductus deferens*^[12] sei durchtrennt, wurde mir erklärt.

»Ihr habt ja schon zwei Kinder gezeugt«, trösteten sie mich, »der unselige Trieb wird bald verkümmern, *atrophieren*^[13]« – wie sie sich über die Zukunft meines sinnenleerten phallischen Attributs ausdrückten ...

»*O' sperone, maledetti!*^[14]« brüllte Guiscard und riss mich aus meinen Gedanken. Ich sah, wie er auf seinem Holzbein herumfuhr.

»*Sidi! Sidi!*^[15]« grölten die Moriskos^[16], denen die Bedienung der furchtbarsten Waffe der Triere oblag.

Vier verwegene Gesellen aus ihren Reihen waren stumm aufgesprungen und an ihre Posten geeilt. Der *sperone* war das böse Geheimnis dieses so altmodisch anmutenden Kampfschiffes, das die Gräfin von ihrem Mann, dem Admiral, geerbt hatte. Und als ob es sich seines perfiden Stößels schämte, war der Rammdorn nicht fest am Bug montiert, sondern hing halb eingelassen unterm Kiel und wurde nur zum tödlichen Stoß herausgeholt. Aber davon wusste ich damals noch nichts, und es hat eine Weile gedauert, bis ich herausfand, was in diesem Augenblick geschah. Eine geniale Kettenkonstruktion, nach außen dem Ankerspill zum Verwechseln ähnlich, lief durch die Spanten und zerrte den eisenbeschlagenen Eichenstamm vorwärts, ein gutes, genau berechnetes Stück vor den Bug, als sich jetzt die vier *speronisti*^[17] ächzend gegen die Winde stemmten. Tief unter der Meeresoberfläche schob sich die Spitze langsam wie eine Moräne aus ihrem Loch. Sie hatte einen bronzenen Kopf, phallusartig, einer Rosenknospe gleich war die Verdickung, aber dann, wenn sie voll der Strömung ausgesetzt war, klappten drei stachelbesetzte Widerhaken nach hinten und legten einen messerscharf geschliffenen Dreikant frei. Jetzt richtete sich unter Wasser der Baum leicht auf, sodass er die Wölbung des Opfers genau im rechten Winkel traf, wie ein Messer von unten gegen den Bauch geführt.

Kein Mensch sah ihn kommen, auch Guiscard musste sich auf seine Erfahrung verlassen. Der *sperone* stürmte unter den Wellen heran, und ich sah mit böser Vorahnung die Moriskos mit ihren Enterbeilen schweigend hinter dem Bugschild lauern.

Es fiel kein weiteres Kommando, der Steven prallte, die splitternde Reling des Griechen leicht eindrückend, gegen dessen Steuerbordseite, der Schlag und das Geräusch berstenden Holzes übertönte das vergleichsweise geringfügige Rumoren der *perforatio*^[18], die sich unter der Wasserlinie abspielte. Der Kopf des Rammdorns hatte sich in die Bootswand gebohrt, nicht tief, davor bewahrten ihn seine eigenen Widerhaken, die wie Zecken strahlenförmig um ihn herum im Holz festhielten, damit keine Bewegung der Schiffsleiber den Spund aus dem Loch reißen konnte, der auf diese Weise jetzt noch das massenhafte Eindringen des Wassers verhinderte.

Bei uns an Deck jedenfalls hatte keiner die tödliche Verwundung wahrgenommen.

Mit dem Aufprall waren links und rechts vom Steven der Triere die beiden gespreizten Flügel des drachenköpfigen Bugs wie Zugbrücken rasselnd auf das Deck des Griechen niedergefallen, über sie hinweg stürzten sich die Moriskos auf ihre Beute.

Es waren nicht die Händler, die sich zitternd auf dem Heck verkrochen, noch die Mannschaft, die sich unterm Mast um ihren Kommandanten scharte, keine Gegenwehr mehr wagend und auch nicht mehr willens, für die Habe der Kaufleute ihr Leben zu geben, sondern einzig und allein die Kisten und Säcke, die sie jetzt aus den Ladeluken nach oben zerrten und in rasch gebildeter Kette zurück auf die Triere beförderten.

Das Eingreifen der Lancelotti hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt als unnötig erwiesen, sie entfalteten die

furchtbare Wirkung ihrer Waffen auch nur beim längsseitigen Entern, wenn sie wie mit einem Sensenhieb die vorderste Reihe der Verteidiger ihrer Arme, oft auch ihrer Köpfe beraubten, bevor die Moriskos an Tauen von Mast und Rahen hinübersprangen und den Rest besorgten. Jetzt wirkten sie nur als Drohung, die den Gegner in Schach hielt.

Stolz blickte die Gräfin auf ihre blinkende Kriegsmacht und begierig auf die Beute, die die Moriskos an Bord ihrer Triere schleppten.

Ballen von kostbarem Damast, Fässer mit Gewürzen und Ambra, Myrrhe und Henna für ihr Haar, Amphoren voll öliger Essenzen – ihr schwerer Duft wehte bis zu ihr. Sie zog ihn genüsslich durch ihre Nüstern. Vermischt mit der salzigen Meeresluft, war das ihr Parfüm!

Laurence de Belgrave, verwitwete Gräfin von Otranto, war 57 Jahre alt und dachte nicht daran, diesen Freuden der Welt, ihrer Welt, zu entsagen. Das wusste jeder, der wie ich schon einmal die zweifelhafte Ehre hatte, mit ihr nähere Bekanntschaft gemacht zu haben.

Sidi – Sidi! Sie war die Herrin, die gefürchtete Piratin des Ionischen Meeres.

Da tauchten plötzlich aus der Capanna hinter ihr zwei Kinder auf, ein Bube und ein Mädchen, die sich unbefangen zu ihr gesellten und neugierig das Treiben zwischen den beiden Schiffen betrachteten.

Ich erkannte sie sofort: Es waren die Kinder des Gral.^[19]
^[20]

Ich erschrak. Ihre geglückte Flucht vor den Häschern der Kirche hatte meine damalige Mission jäh beendet. Über ein Jahr hatte mir der Kaiser seine Gastfreundschaft aufgezwungen. Und kaum habe ich mich seiner Umarmung entzogen, endlich frei, wie ein Falke fliegt, falle ich wie ein grad geschlüpftes Täublein diesen Kindern wieder vor die

Füße. Sind sie mein Schicksal, oder welche Rolle ist mir in ihrem Leben zgedacht? Eigne ich mich doch weder als Häscher noch als Hüter?

Dass die Kinder immer noch an Bord der Triere waren, verwunderte mich indes, offenbar hatte die Gräfin seit unserer Begegnung in Konstantinopel nirgendwo anlanden und sie in Sicherheit bringen können.

Darin glich ihr Schicksal dem meinen, auch mir war es nicht beschieden gewesen, nach Frankreich heimzukehren und meinem König Bericht zu erstatten über diese geheimnisvollen »Königlichen Kinder«, derentwegen er mich an den Bosphorus entsandt hatte.

Meine profunde Abhandlung über die mutmaßliche Herkunft von Roç und Yeza, ihre mysteriöse Reise zum Großkhan der Mongolen mit diesem Mönch William, ihre missglückte *praesentatio*^[21] durch die Prieuré^[22] und ihren gloriosen Abgang, der mich tief beeindruckt und überzeugt hatte, dass diesen Kindern Großes bestimmt sei, die hatte statt dessen Kaiser Friedrich gelesen, und das war wohl auch der nie ausgesprochene Grund dafür, dass er mich nicht hatte weiterreisen lassen – weder nach Hause noch zum Kreuzzug.

So hatte ich denn die einzige Fluchtmöglichkeit von der Insel genutzt und war mit diesem griechischen Handelsschiff auf dem Weg gen Osten, um zum Kreuzheer König Ludwigs^[23] zu stoßen, das sich auf Zypern sammeln sollte.

Quod non erat in votis!^[24]

Die Gräfin war gerade im Begriff, Roç und Yeza zurück in den Schutz der Hütte zu jagen, als das wachsame Auge ihres Kapitäns auf das Heckkatapult des Griechen fiel, es war geladen und zwei – offensichtlich von den Kaufleuten bestochene – Soldaten zielten auf die Gräfin.

»Scudo!^[25]« konnte Guiscard den Lancelotti gerade noch zubrüllen, da schnellte der Wurfarm schon vor und entließ das Geschoss, doch wie ein blitzender Fächer fuhren die Sensenblätter in die Luft und schnitten ihm die Bahn ab, zwei Lanzen zerbrachen splitternd, scheppernd fielen die Sensen, aber der Topf mit dem Griechischen Feuer prallte ab und zerbarst genau auf der Reling.

Schreie der getroffenen Ruderer aus dem Unterdeck, Flammen leckten die Bootswand der Triere hoch und breiteten sich auf dem Deck aus.

»Kein Wasser!«, schrie Guiscard. »Nehmt Teppiche!«

Während das Feuer erstickt und erschlagen wurde, hatten sich die Moriskos schon auf die Schützen geworfen, den Befehl dazu gar nicht erst abwartend. Einer sprang über Bord, dem anderen spaltete ein Axthieb den Schädel.

Die Kaufleute warfen sich auf die Knie, kippten eine Truhe um, dass sich die Goldstücke über die Decksplanken ergossen.

Die Moriskos kannten keine Gnade, sie hieben und stachen alle nieder, rafften zusammen, was sich an Kästen und Schatullen, Geschirr und Pelzen im Zelt befand, schafften es hinüber und breiteten es ihrer Herrin zu Füßen aus, als müssten sie sich für den Tort, der ihr angetan wurde, entschuldigen.

Auch auf mich kamen die wilden Gesellen zugesprungen, ihre Äxte und Enterkeulen schwingend, doch meine überlegene Art, ihnen entgegenzutreten, mich, auf mein Schwert gestützt, nicht zu rühren, ließ die erhobenen Arme innehalten, das Geschrei verstummen.

»Richtet Eurer Herrin Laurence aus«, rief ich ihnen zu, »der Graf von Joinville sei erfreut, sie wiederzusehen!«

Ohne den Bescheid abzuwarten, begab ich mich von dem Aufbau hinunter, das Gesindel wich respektvoll

zurück, und ließ mir die Hände derer von Otranto reichen, damit sie mir hinüberhalfen auf die Triere.

Die beiden Kinder waren trotz strengen Befehls der Gräfin keineswegs in die Capanna zurückgekehrt, sondern erlebten das ganze Geschehen voller Eifer, wenn nicht Entzücken. Sie waren auch die ersten, die von mir Notiz nahmen, wahrscheinlich erkannten sie mich wieder. Jedenfalls tuschelten sie und lachten mich an – so will ich hoffen.

Die Gräfin übersah geflissentlich mein Erscheinen, sie hatte wohl eine kleine Meinungsverschiedenheit mit ihrem Kapitän auszutragen, diesem Amalfitaner^[26] mit dem Holzbein.

»Seht Ihr, Guiscard«, seufzte die immer noch höchst faszinierende Dame, »man kann nicht streng genug sein mit diesen falschen Griechen.«

Ich hielt mich schweigend im Hintergrund.

»Keine Gefangenen« war doch die richtige Entscheidung.«

Guiscard senkte den Kopf. »Mir ist Entern lieber. Ein sauberes Hauen und Stechen, und wer sich ergibt, der soll auch verschont werden.«

»Bei diesen Sidi-Sidi-Überfällen darf es keine Zeugen, keine Überlebenden geben«, sagte die Gräfin schroff und warf mir einen knappen Blick zu, dessen Kälte mein selbstbewusstes Lächeln gefrieren ließ.

»Und alle Unterlegenen«, murrte der Kapitän – ganz in meinem Sinn –, »auch brave Seeleute, die nur ihre Pflicht tun, sind von vornherein zum Tode verurteilt.«

Mich hatte er damit wohl nicht gemeint, mich meinte überhaupt keiner, der Kapitän begab sich zurück zum Bug, Frau Laurence drehte mir den Rücken zu.

Die letzten Moriskos sprangen an Bord.

»Hosen zu!«, knurrte der Capitano, und die beiden Bugteile, die als Fallreep gedient hatten, wurden hochgezogen.

Dunkel und abweisend erhob sich jetzt wieder der schwarze Bug der Triëre vor dem ausgeplünderten Schiff der Byzantiner. Der Kommandant und seine Leute vermochten ihr Glück nicht zu fassen. Erst Hoffnung, dann Freude über das geschenkte Leben erschien auf ihren Gesichtern. Guiscard mochte ihnen nicht ins Auge schauen.

»Zieht den Schwanz ein!« zischte er wütend seinen Leuten zu, und die legten sich ächzend in die Winden, während alle Ruder, auch die der Lancelotti, ins Wasser fuhren, um sich vom Opfer wegzustemmen.

Einen Augenblick schien es, als versuchte das andere Schiff der Triëre zu folgen, dann erfolgte mit dumpfen Plop ein Ruck, und die Triëre schoss hinweg, während die Flanke des Griechen mit einem hässlichen Knacken erbehte. Dann begann das Schiff leicht zu krängen, es neigte sich wie ein waidwundes Tier seinem Jäger zu, doch auf der davoneilenden Triëre schaute keiner zurück, nur die Kinder verfolgten das Schauspiel des Untergangs, bis nichts mehr zu sehen war.

DIE PRISE

Seit Wochen trieb die Triëre der Gräfin ihr Unwesen in den Gewässern der südlichen Ägäis. Laurence de Belgrave war sich immer noch nicht im Klaren, wohin sich wenden,

und mied die größeren Inseln, wo sie mit einer starken Garnison rechnen musste.

Die Rückkehr nach Apulien schien ihr ebenfalls nicht geraten, sie war sich des Wohlwollens des Staufers^[27] nicht mehr sicher. Schuld waren die Kinder. Sie hätte sie in Konstantinopel nicht an Bord nehmen sollen, aber hatte sie denn die Wahl? Damals so wenig wie heute. Hätte sie sich diesem Dienst entzogen, wäre ihr Leben nicht eine der byzantinischen Golddublonen mehr wert gewesen, die sie gerade an die Besatzung ihrer Triere verteilen ließ. Unsagbar grausam würde die Rache der Macht ausfallen, die ihre Hand schützend über Yeza und Roç hielt. Vor diesen geheimen Kräften gab es kein Entkommen, kein Versteck, nirgendwo auf der Welt, vom Djebel al-Tarik^[28] bis hin zum fernen Reich des Mongolen-Khans. Die Gräfin seufzte. Im Handspiegel erwiderten ihre grauen Augen müde den prüfenden Blick, die Falten wollten sich auch nicht mehr glätten lassen.

Draußen, vor der Capanna, zerrten die Zofen mit verhaltener Gier an den Ballen aus Brokat, Velour und Seide, die sie ihnen überlassen hatte – nur ihre Anwesenheit zügelte die Missgunst und ließ sie nicht in tätlichen Streit ausarten.

Nicht einmal ihre eigene Ziehtochter, Clarion^[29], Gräfin Salentin von Kaisers Gnaden, entblödete sich, an dem eitlen Gerangel und eifersüchtigen Anprobieren der Gewänder teilzunehmen. Letztlich war Clarion auch nur eine dumme Gans, auf nichts anderes aus, als den Männern zu gefallen, ihnen um den Hals, wenn nicht gar in den Schoß zu fallen, aufgespießt von ihrer Lenden Zier – ein Schicksal, vor dem sie bisher das Mädchen, eine Vollreife Jungfrau, eisern bewahrt hatte. Jetzt machte sie doch wahrhaftig dem Grafen von Joinville schöne Augen!

Laurence hatte den hoffärtigen Seneschall eigens bisher nicht beachtet, geschweige denn begrüßt, weil sie sich nicht im Klaren war, ob sie dessen Auftauchen begrüßen sollte. Hätten die Moriskos den Kerl doch gleich erschlagen oder mit dem Schiff ersäuft! Dem Fant hatte sein Standesdünkel das Leben gerettet. Jetzt musste sie ihn in allen Ehren willkommen heißen, gar noch *mit »mon cher cousin*^[30]« anreden.

Diarium des Jean de Joinville

In der Agäis, den 27. August A.D. 1248

»Seid Ihr nicht Jean de Joinville?«

Es war die schöne Clarion, die meiner misslichen Lage ein Ende bereitete – unter nichts leide ich mehr als unter Missachtung. Ich dankte es ihr. »Welch unverdiente Freude, zwischen all diesen nach Fisch stinkenden Kopfhackern und Gedärmschlitzern eine Rose wie Euch, Clarion von Salentin, zu finden!«

Ich machte einen Schritt auf sie zu, um mich galant zu verneigen, doch da ging die Gräfin dazwischen, und ich erstarrte, denn hinter ihr stand, als sei es das Selbstverständlichste auf dieser Erde, freundlich grinsend William von Roebrok!^[31]

Hatten nicht die Assassinen^[32] den Mönch vor meinen Augen erdolcht? War nicht sein Leichnam ... Hexenwerk! Die Gräfin war mit dem Teufel im Bunde! Der rötliche Haarkranz des dicken Franziskaners war noch spärlicher geworden, doch sein dummdreistes Grinsen war ihm nicht vergangen.

»Als Spion der Capets^[33] seid Ihr zu auffällig, Seneschall!« höhnte mich die Herrin der Trière. »Doch Eure Fähigkeit, Euch an die Fersen der Kinder zu heften,

ist beachtlich. – Wachen!« rief sie. »Nehmt dem Herrn das Schwert ab, und führt ihn in meine Capanna! Dort mag er mir Rede und Antwort stehen.«

Ich tat wie geheißen, schon weil jeder Zeitgewinn meine Überlebenschancen vergrößerte. Als Gefangenen konnte sie mich schlecht zum Tode befördern.

»Ich danke Euch, Laurence de Belgrave«, sagte ich artig im Weggehen und dachte, dass es wohl einer aus ihrer Sippe gewesen sein musste, der mich des wahren Schwertes Kraft beraubt hatte – das einen Mann zum Mann macht.

So war mir nur die Macht der geschliffenen Feder geblieben, und ich beschloss, was auch immer auf mich zukommen mochte, mit den Augen des exzellentesten Chronisten zu sehen, den diese Epoche gekannt hatte.

Clarion hatte sich betrübt, aber nicht verwundert – sie kannte diese Anwandlungen von Eifersucht bei Laurence – des Vergnügens entzogen gesehen, endlich standesgemäßen Umgang pflegen zu können. Sie rief Madulain^[34], ihre Zofe, zu sich und entschwand. Die Gräfin ließ sich Zeit.

Nur die Kinder kümmerte das alles wenig. Sie tollten auf dem Heck, scherzten mit den Lancelotti, die das Oberdeck okkupierten, und neckten die Ruderer in den unteren Galerien, wo sie nicht hindurften. Gerade dort, im Innern des Schiffsbauches, herrschte ein geheimnisvolles Dunkel, es roch nach wilden Tieren und aufregenden Abenteuern.

Da Yeza verboten war, mit ihrem Dolch Zielwerfen zwischen die Beine der kreischenden Zofen zu üben, schnitzte sie Kerben in das zerbrochene Ruder, das ihr die Lancelotti geschenkt hatten. Sie hätte lieber das Stück mit der Sense gehabt, die noch daran steckte, aber da hatten die rauen Gesellen gelacht und ihr an einem Stück Tuch –

ratsch! - vorgeführt, wie scharf das Blatt geschliffen war. So scharf wollte sie ihren Dolch auch schleifen. Doch wie an den Wetzstein kommen?

Yeza war jetzt acht oder neun, so genau wusste das keiner, ebenso wenig wie sie ihren richtigen Namen kannte, außer dass er wohl von Jesabel oder - schlimmer noch! - von Isabella herrühren musste.

Ihren Vater hatte sie nie bewusst wahrgenommen, an ihre Mutter hatte sie eine mehr und mehr verblassende Erinnerung: eine schöne junge Frau, eine Fee, die ihr das weißblonde Haar vererbt hatte, von stiller Freundlichkeit, wie nicht von dieser Welt, und so war sie auch lächelnd, festlich gekleidet in das große Feuer gegangen, aus dem sie nicht wieder hervorgekommen war.

Yezas Erinnerung an den Scheiterhaufen von Montségur^[35] war von Lichtgestalten verklärt, die Rauchschwaden waren zu Wölkchen geworden, hinter denen das Gesicht der Mutter verschwamm.

Nichts dergleichen empfand Roç, ihr kaum jüngerer Spielgefährte und Ritter. Er schrie oft nachts im Schlaf, stammelte von Flammen, die nach ihm griffen, wenn seine Mutter ihm aus der prasselnden Glut noch einmal zuwinkte. Sollte er sie beschreiben, glich sie der Fee Yezas aufs Haar, doch ihn streichelte sie, wenn er nicht schlafen konnte, und flüsterte ihm ein Lied, dessen Melodie er des Morgens nicht mehr zusammenbekam.

Bruder William, der gut singen konnte und alle Lieder kannte, sang ihm jede Weise vor, von holder Minne bis zu denen vom herzallerliebsten Jesulein, von schlüpfrigen Zoten, die Roç nicht verstand, die aber die Moriskos zum Lachen brachten, bis zum Ave Maria, bei dem William immer die Tränen kamen.

Nein, das Lied war nicht dabei, doch weinen mochte Roç auch nicht.

Roçs Gesicht war noch kindlich und verträumt. Krauses dunkles Haar umrahmte es, und seine Augen waren kastanienfarben. Ganz im Gegensatz zu Yeza, deren Iris grüngrau schimmerte und der eine gerade Nase einen zart-herben Zug gab, eine Strenge, die durch ihre Lockenpracht jedoch gemildert wurde. Gern hätte er auch solch eine Mähne gehabt, dafür bräunte seine Haut viel stärker in der Sonne als die ihre.

Roç ergriff seinen Bogen und bewog Yeza, ihr Stück Riemen herzugeben. Sie stellten es an der hohen Heckreling auf, damit kein Pfeil oder gar der Dolch ins Wasser fliegen konnte, und begannen einträchtig, das Ziel zu beschießen.

In der Agäis, den 27. August A.D. 1248

Draußen jubelten die Kinder bei jedem Treffer. Ich wartete in der fürstlich ausgestatteten Capanna: ein eichener Kartentisch mit nautischen Instrumenten in der Mitte des Raums, ein hoher lederbezogener Sessel und wenige niedrige Sitzgelegenheiten, Teppiche, Waffen an den Wänden.

Kein Mensch wäre auf die Idee gekommen, dass hier eine Frau das Regiment führte, alles war von betonter Männlichkeit geprägt.

Aus den Nebengemächern hörte ich die kichernden Stimmen Clarions und ihrer Zofen, ein töriches Geplapper.

Ich hatte mir schon vorgenommen, Tagebuch zu führen, als ich hörte, dass ein neuer Kreuzzug anstand, und hatte damit auch gleich begonnen, als mich der König von Frankreich rief, für ihn vorher noch in geheimer und wichtiger Mission ins alte Byzanz zu reisen – eben wegen dieser Kinder.

Vor allem aber wollte ich diese Chronik schreiben, weil sich die Gelegenheit, mit einem so bedeutenden Herrn wie dem König Ludwig gemeinsam auf bewaffnete Pilgerfahrt zu gehen, nicht ein zweites Mal im Leben bieten würde, spürte ich doch längst, ungeachtet meiner jungen Jahre, in mir das Talent zu einem seine Zeit überdauernden Chronisten schlummern.

Spätestens seit meinem Missgeschick in Palermo fühlte ich mich zu dieser Aufgabe berufen, ja, ich sah es jetzt als Fingerzeig des Himmels. Nicht Ruhm als Kriegsmann noch als Weiberheld sollte mir beschieden sein, sondern einzig der eines *escollier philosophe*^[36]. Was heißt hier einzig? Einzigartig! Und von allen Zeitgenossen abgehoben.

In der Folge sollte ich schnell gewahren, dass ein so vom Schicksal Herausgehobener zwar viel erfahren kann, Sieg und Niederlage, Vorteil und Verzicht, nicht zu vergessen abwägenden Kompromiss, doch längst nicht alles in geschriebene Worte kleiden darf. Es sei denn, der ehrgeizige *scribend*^[37] trägt beizeiten Sorge, dass ihm nicht jeder Neugierige über die Schulter schaut, auf der auch der Kopf sitzt. Kaiser Friedrich hatte meinen gefälligen Stil gelobt, bevor er mir meinen Bericht über die Kinder des Gral wegnahm.

Wiederum treffliche Fügung Fortunas! Sonst wäre er jetzt der Gräfin in die Hände gefallen, und ich schwämme mit dem Gesicht nach unten in der Ägäis, den Fischen ein Leckerbissen.

So war ich lebend den Kindern näher als je zuvor und würde meinem König viel beredteres Zeugnis ablegen können, falls es mir beschieden sein sollte, ihm doch noch unter die Augen zu treten. Herr Ludwig war mein leuchtendes Vorbild, Freudig hatte ich mich entschlossen, Joinville, meine kleine Burg, Weib und zwei Kinder hinter mir zu lassen, um mich an seiner Seite ins Heilige Land zu

begeben. Der König hatte auf den Tod krank gelegen, Ärzte und Priester, selbst seine Mutter, die Königin Blanche^[38], hatten ihn schon aufgegeben und wollten bereits das Sterbelinnen über ihn breiten, als er nach dem Kruzifix verlangte, es umfasste und plötzlich mit lauter Stimme schwor, einen Kreuzzug zu unternehmen. Da grämte sich die Königinmutter so sehr, dass sie trauerte, als ob er gestorben wäre. Doch der König war von seiner Krankheit genesen.

Sein frommes Vorbild veranlasste auch sogleich seine Brüder, ihm zu folgen –Alphonse^[39] de Poitiers, Graf von Poitou, Charles^[40], Graf von Anjou, und Robert^[41], Graf von Artois. Da mochten denn auch der Herzog von Burgund^[42] und der Graf von Flandern^[43] nicht zurückstehen.

Diese Runde erlauchter Ritter mag auch ein Grund gewesen sein, dass ich meinem Herzen einen Stoß gab, zumal meine beiden Vettern, Johannes^[44], der Graf von Sarrebruck, samt seinem Bruder Gobert d'Aprémont^[45] sich zu ihnen gesellten. Und weil wir Verwandte waren, schlug ich vor, zusammen ein Schiff zu heuern und ein jeder neun Ritter aufzubieten.

Ich verpfändete also all den Besitz, von dem ich, ohne die Ansprüche meiner Kinder zu schmälern, nicht vererbbares Nießrecht besaß, und wir verfrachteten unser Reisegepäck und uns Rhône-abwärts nach Marseille.

König Ludwig verlangte indes, wir sollten zuvor nach Paris kommen, um ihm den Treueid zu schwören.

Ich ritt spornstreichs nach Saint-Denis und sagte dem König, dass ich als Graf von Joinville es ablehnen müsse, ihm zu schwören, denn nicht er sei mein Lehnsherr, sondern der Kaiser des Deutschen Reiches.^[46] Ich könne nur als Seneschall der Champagne feierlich versprechen, auf dem bevorstehenden Kreuzzug mein Leben für das seine zu opfern, wenn es mir von Gott erlaubt würde.

Verständig und aufrechten Charakters, mit einem ausgeprägten Gefühl für das Recht, sah der König das Besondere meines Falles sofort ein und ließ alle sehen, dass er meine Teilnahme dennoch freudig begrüßte.

Die Erinnerung daran gab mir Mut, und dessen bedurfte ich auch, denn jetzt betrat die Gräfin endlich ihre Capanna. Sie war begleitet von diesem William von Roebruk, der mir aufmunternd zugrinste, während Frau Laurence sich recht kurz angebunden gab.

»Was, mein werter Cousin«, ging sie mich an, »habt Ihr Euch als Geschichte zurechtgelegt, um Euer evidenten Nachstellen zu rechtfertigen?«

Sie nahm im Sessel hinter ihrem Tisch Platz, der Mönch trat beflissen an ihre Seite, während sie mich stehen ließen. Also setzte ich mich unaufgefordert und zwang sie, ihre grauen Augen auf mich zu richten.

»Ich habe, liebe Cousine«, sagte ich im freundlichsten Plauderton, »am Hofe Eures Kaisers zu Palermo^[47] von einem der jüdischen Ärzte einen Scherz gehört, den ich Euch nicht vorenthalten will.«

»Spart ihn Euch!«

Der Mönch lachte schallend, bis er sich von der hohen Dame einen Blick einfiel, der ihn zum Schweigen brachte.

»Ihr habt uns nun wissen lassen, dass Ihr bei Hofe auf Sizilien verkehrtet« – wandte sie sich kühl an mich –, »doch das reicht nicht aus.«

»Auch nicht, liebe Base, wenn ich Euch sage, dass ich mütterlicherseits Herrn Friedrich engstens verwandt –«

»Das lässt Euch noch suspekter erscheinen!« zischte sie mich an. »Der Staufer ist kein erklärter Freund der Kinder!«

»In der Tat«, sagte ich, »scheint ihm nichts mehr zuwider als die Unterstellung, seinen Samen mit

ketzerischem Blut vermischt haben zu können.«^[48] Damit warf ich ihr einen dicken Knochen hin, an dem sie zu beißen hatte.

In Wahrheit hatte sich der Kaiser mir gegenüber, den er für einen Mann Ludwigs hielt oder gar schlimmer noch für einen verkappten Anjovinen^[49], kein Wort fallen lassen über die »Königlichen Kinder«, doch dass er sie nicht lieben konnte, lag auf der Hand. Bei seiner Auseinandersetzung mit der *ecclesia catolica*^[50], einem zähen Ringen samt heimtückischen Schlägen und Tritten bar jeder Skrupel – auf beiden Seiten! –, kam ihm nichts so unpassend wie eine offengelegte Blutsbande zu den häretischen Katharern.^[51]

Die Gräfin nagte an dem Knochen.

»Es liegt also nahe, dass Herr Friedrich – wie schon oft im schönsten Einvernehmen mit dem Hause Capet – Euch ermuntert hat, die seit Konstantinopel verlorene Fährte der Kinder wiederaufzunehmen?« Sie fletschte lauernd die Zähne.

Hier half nur eine Demutsgebärde. »Ihr werdet es nicht für möglich halten, ma chère cousine, aber es verhält sich anders: Ahnungslos stattete ich dem Kaiser auf meiner Rückreise Besuch ab. Die bereitwillige Gastfreundschaft erwies sich als Falle. Er ließ mich nicht wieder gehen. Ich sandte insgeheim meinen Reisebegleiter, an den sich Herr William erinnern mag, den Franziskaner Lorenz von Orta^[52], nach Frankreich, denn ich fürchtete, den Kreuzzug zu versäumen, den ich schon seit Langem gelobt. Lorenz sollte meinen Vetter Johannes, den Grafen von Sarrebruck, auffordern, über mein Geld zu verfügen, sodass er an meiner Stelle alle notwendigen Vorbereitungen treffen konnte.«

»Wie Ihr Euch erinnern mögt, werter Graf«, unterbrach mich William von Roebruk verschmitzt, »kann ich mich an

gar nichts erinnern, denn ich hatte den Kreis der Lebenden verlassen, doch sagt mir der Name –«

»Den Kerl gab es«, knurrte die Gräfin, »er gab sich so schamlos, wie Ihr, William, Euch jetzt unverschämt hinter Eurem Gedächtnisverlust verkriecht und mir in den Rücken fallt!«

»Jedenfalls«, nahm ich den Faden wieder auf, »erschien dann in Palermo bei mir Oliver von Termes^[53]. «

»Ah«, entfuhr es William, »der Renegat^[54]! Und mit ihm spieltet Ihr wieder das Spiel der ›Blinden Kuh‹? Mit angeblich verbundenen Augen in der Gegend herumtappen und nach den Kindern tasten. Schon damals kamt Ihr den gerade vom Montségur Geretteten so nahe, dass Ihr fast auf sie getreten wärt!«

»Das ist ein unerhörter Verdacht!« verteidigte ich mich nun dummerweise vehement. »Es war Zufall!«

»In dieser Angelegenheit gibt es keine Zufälle!« beschied mich die Gräfin.

Ich ging darauf nicht ein. »Oliver von Termes trat mir seinen Platz an Bord des byzantinischen Seglers ab, mit dem er König Ludwig auf Zypern erreichen wollte, weil gerade der Graf von Salisbury^[55] mit seiner englischen Flotte in den Hafen einlief und Oliver sicher war, sich diesem für den Kreuzzug anschließen zu können. Von mir hatte der Kaiser wohl nur einen Fluchtversuch in Richtung Frankreich erwartet. Ich wurde also an Bord des Seglers geschmuggelt, der mich nach Achaia bringen sollte, wo ich meinen Vetter Johannes und das gemeinsam bezahlte Schiff zu treffen verabredet hatte. Ohne Anstände verließen wir Palermo – der Rest der traurigen Geschichte ist Euch geläufig.«

Wehmut überkam mich, wenn ich des vom Munde abgesparten Schiffleins gedachte. Wie hatt' ich mir sein Herrichten und Beladen, das wohlgemute an Bord gehen

mit meinen Ritterbannern immer wieder vorgerechnet und schließlich das Setzen der stolzen Segel ausgemalt, unter denen wir gemeinsam von Marseille aus in See stechen wollten.

»Zu glatt!«, spottete Laurence herzlos. »Wenn ich es zusammenzähle, kommt Ihr, lieber Jean, raffinierterweise auf mehr zufällige Begegnungen mit den Kindern als unser Tölpel William. Er hat sie nicht gesucht, wohl aber *Ihr*, Herr Seneschall!«

Sie hielt inne, denn von Roç und Yeza draußen vor der Capanna war nichts mehr zu hören, was ihr wohl verdächtig erschien. Ich warf einen Blick hinaus.

Die beiden waren so geübt in der Handhabung ihrer Waffen, dass sie nicht das Holz, sondern die von Yeza geschnittenen Kerben anvisierten, um die Wette und in verbissenem Schweigen.

Die Gräfin rief erleichtert eine ihrer Zofen und schickte sie hinaus mit einer güldenen Schale aus der Griechenbeute als Preis für den Sieger.

Die Kinder waren ihr doch sehr ans Herz gewachsen. Mit Klauen und Zähnen würde sie für sie kämpfen, eigenhändig jeden umbringen, der ihnen ein Haar krümmen sollte. Sie warf noch einen Blick hinaus und musste lächeln, denn natürlich diente jetzt die Schale selbst als Ziel, und jeder Treffer, wenn das kostbare Gefäß von der Stange fiel, wurde laut bejuchzt.

Welch freimütiger Umgang mit einem mythosbeladenen Gegenstand, dachte ich mir, wenn der Gral denn ein Gefäß war und nicht eine schwer fassbare Idee!

»Ihr könnt Euch vorerst frei an Bord bewegen«, riss mich Laurence aus meinem Sinnieren. »So nah werdet Ihr den Objekten Eurer Begierde nicht wieder kommen!«

Damit wurde ich aus der Capanna gewiesen.

EIN BÄRTIGER TODESENGEL

Ein grosses brandrotes Kreuz auf der ganzen Segelfläche wies das Schiffein schon von Weitem als einen Kreuzfahrer aus.

Graf Johannes von Sarrebruck nebst seinem Bruder Gobert d'Aprémont waren mit ihren Mannen und denen ihres verschollen-verhindert-säumigen Vetters Jean de Joinville nicht etwa die kürzeste Route gesegelt, die Nordküste Siziliens entlang, sondern waren weit südlich von Lampedusa an der Insel vorbeigekreuzt, alles nur, um dem Staufer auszuweichen, der die Macht besaß, Lehnsleute des Reiches von der Weiterreise abzuhalten, und dafür bekannt war, nicht zimperlich im Umgang mit derselben zu sein. Zum einen betrachtete er das Königreich von Jerusalem als Stauferische Domäne, war doch sein Sohn Konrad von diesem der König, und auf eine auch nur zeitweise Inbesitznahme durch die Franzosen legte der Staufer keinen Wert. Zum anderen brauchte er jede bewaffnete Hand, um sich der päpstlichen Aggression in allen Teilen des Reiches zu erwehren.

Auf ihrem Drift nach Süden war die kleine Ritterschar aus dem lothringischen Grenzgebiet vom Regen in die Traufe geraten. Ungünstige Winde trieben sie an die felsige Küste Afrikas, ein Land, dessen Bewohner Christen auf bewaffneter Pilgerfahrt nicht wohlgesonnen waren.

Zwischen einem Steinriff und dem nächsten verfluchte Graf Johannes das segelmännische Geschick des Kapitäns, Gobert wurde schwer seekrank, und Simon de Saint-Quentin^[56], der Dominikaner, wäre fast über Bord gegangen.

Dean of Manrupt^[57], der Priester und Beichtvater des abwesenden Jean de Joinville, empfahl, eine Bittprozession abzuhalten. Alle beteiligten sich williglich, und sie sangen das *Ave maris stella*^[58] und beteten mit Inbrunst. In Ermangelung einer anderen *via crucis*^[59] umkreisten die Ritter die beiden Masten des Schiffes.

»*Sumens illud ave*^[60]
Gabrielis ore,
Funda nos in pace
Mutans Evae nomen.«

Dean schlug vor, eine Achterfigur zu gehen. Das sei eine magische Zahl und brächte sicher Glück. Ein Adept^[61] des geheimen Tarots^[62] hätte ihm dies in Marseille gegen Überlassung einer geweihten Hostie verraten.

»*Ave maris stella*
Vitam praesta puram^[63],
Iter para tutum,
Ut videntes Iesum
Semper collaetemur.«

Wohl eher mithilfe Mariens löste sich der Bann, der das Schiff zwischen den Felsen festhielt, darauf bestand dann der Dominikaner, als alles vorbei war. Ein frischer Gegenwind kam auf, und nach banger Stunden erreichten sie schließlich des Nachts wieder das offene Meer. Am Morgen konnte Graf Johannes dem immer noch elend